

Martin Benn

Neue Orte der Trauer

Jedes Leben entsteht in ein Paradox hinein: In dem Moment, wo es entsteht, ist es todgeweiht.

Am Zielpunkt des Lebens steht nicht Leben, sondern leiblicher Tod. Diese schmerzliche Grundkonstante ist unveränderbar. Ebenso ihre ins Leben hineinreichenden Vorboten, wie Krankheit, bedrohliche Krisen, Altern und Siechtum. Es stellte sich die Frage, ob der leibliche Tod das Ende des menschliche Seins markiert.

So ist es naheliegend, dass die Menschheit dem Tod und den Toten von Anbeginn ihrer Kultur große Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es entstanden Totenkulte mit besonderen Feiern und Bestattungsriten. In vielen Religionen entwickelten sich Vorstellungen von dem, was „danach“ kommt und wie dies aussehen würde (beispielsweise die ewigen Jagdgründe, ein Sein in der Götterwelt, oder das Rad der Wiedergeburt). Auch die westliche Philosophie und die christliche Religion haben ihre Lehren zu Leben und Tod entwickelt.

In der westlichen Philosophie hat Platon (427-347) den denkerischen Impuls gegeben, der über alle Jahrhunderte hinweg die philosophischen Vorstellungen prägte oder zur Auseinandersetzung anregte. Er deutete den Tod als den Moment, in dem sich Leib und unsterbliche Seele trennen.

Die christliche Theologie beschreibt ebenfalls die Unsterblichkeit der Seele, sieht darin aber keine natürliche Seinsweise, sondern das Ergebnis des Heilswerkes Gottes, das sich im Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi offenbart hat.

Sie betont, dass „weder Tod noch Leben uns scheiden kann von der Liebe Gottes“ (Röm 8,38).

Gottes Liebe wird als Kontinuum angesehen, das die menschliche Seele hindurch trägt durch Leben und Tod in ein ewiges Leben. Dieser Liebesbund Gottes ist es, der in der christlichen Taufe zu Beginn eines neue Lebens symbolisch geknüpft wird und der Bedrohung durch den Tod die Spitze nimmt (siehe Abb. Kirche in München-Haar).

Dabei ist es theologisch bedeutsam, dass dieser Trost sowohl für den Umgang mit dem leiblichen Tod als auch für die Hoffnung in Lebenskrisen gilt, in aussichtslos erscheinenden Zeiten, in denen sich der Betroffene von der Welt und von Gott verlassen und sein Leben bedroht sieht (mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?), wird das Leben weiter gehen.

Ein religiös orientierter Mensch vergewissert seinen Glauben in dieser Hinsicht im Feiern der entsprechenden Feste des Kirchenjahres und durch das Hören dazugehöriger religiöser Texte, wie beispielsweise über das christliche Karfreitags- und Ostergeschehen.

Durch Traditionsabbruch und die Erosion religiöser Kenntnisse stehen solche Interpretamente und Quellen der Hoffnung immer weniger Menschen zur Verfügung.

Ein entsprechender Lebensentwurf trifft unvorbereiteter auf den Tod und seine Vorboten.

Frühere Generationen haben viel selbstverständlicher mit dem Tod gelebt als wir dies heute tun. Zum einen waren die religiösen Aussagen über den Tod unhinterfragt und geläufig, zum andern war der Tod Teil des Alltags.

Menschen starben zu Hause, wurden von ihren Angehörigen gewaschen, gekleidet und bewacht. Dies gab die Möglichkeit, den Tod „zu begreifen“. Dorfbewohner gaben bei einem Besuch die letzte Ehre. Mit einem rituellen Trauerzug begleitete man den Verstorbenen aus seiner alltäglichen Umgebung heraus in die Kirche und dann auf den Friedhof, übergab ihn Gott.

Ein Jahr trugen nahe Angehörige Trauer, zeigten ihre innere Berührtheit durch den Tod. Trauernden wurde ein zusätzlicher Schutz durch die Gemeinschaft zuteil.

Der Tod und seine Auseinandersetzung mit ihm fand im Alltag statt. Auf ihre Weise haben Künstler durch die ganze Kunstgeschichte hindurch sich mit dem „Unsagbaren des Todes“ auseinander gesetzt. Haben ihren Beitrag geleistet, den Menschen einen den Tod annehmenden, lebensbejahenden Umgang mit dem Tod zu ermöglichen. Es entstanden sogar eigene Kunstformen, die sich mit dem Tod auseinandersetzen.

Im 14. Jahrhundert beispielsweise entstand die Darstellungsweise des Totentanzes.

Auf spielerisch-kreative Art versuchten Künstler, der Allgegenwärtigkeit des Todes in Zeiten der Pest das Unerträgliche zu nehmen. Sie stellten tanzende und musizierende Gerippe dar, die Menschen dahinrafften. Oft wurden dabei auch todgeweihte Adelige, Könige und Bischöfe symbolisch dargestellt, um deutlich zu machen, dass es wenigstens im Tod keine sozialen Unterschiede mehr geben wird.

In späteren Jahrhunderten entwickelte sich eine eigene Kultur der Bildhauerei für Grabsteine und Gruften.

Bildhauer entwickelten einen Symbolreichtum für das Zusammensein von Tod und Leben.

Verletzte Engel sind ebenso zu sehen wie verendende Tiere oder welke Blumen aus Stein. Wenn der Sensenmann mit dem hübschen Mädchen tanzend dargestellt wurde, war jedem Betrachtenden das unausweichliche Verbundensein von Leben und Tod vor Augen geführt.

Im vergangenen Jahrhundert hat sich der gesellschaftliche Umgang mit dem Tod und den Toten sehr verändert. Und dies hat Folgen:

Wenn ich vor ein paar Jahren zu meinem Frisör kam, begrüßte er mich jedes Mal mit den Worten: „Wenn ich Sie sehe, Herr Pfarrer, muss ich immer an meine Angst vor dem Tod denken. Ich darf den Tod nicht an mich heran lassen, sonst kann ich nicht leben.“ Solange er mich frisierte, redete er ununterbrochen vom Tod und betonte gleichzeitig wie bedrohlich es für ihn sei, an ihn zu denken. Seine Verdrängung und die damit verbundene Kraftanstrengung waren offensichtlich.

Der Frisör ist kein Einzelfall, sein Agieren eher symptomatisch.

Wir erleben den Tod in unserem Alltag nicht mehr. Der Tod bekommt so etwas Übermächtiges.

Die Ursachen sind vielfältig.

Die Medizin ist in der Lage, uns länger gesund sein zu lassen, puffert Altern und Siechtum ab.

Ist ein Mensch irgendwann doch pflegebedürftig, kommt er immer öfter ins „Reservat“, Altenheim, fernab des normalen Alltagslebens.

Todkranke werden nicht dem Sterben überlassen, sondern kommen ins Krankenhaus.

60% der deutschen Bevölkerung stirbt hier oder im Altenheim weitgehend unbeachtet.

Abschied nehmen ist in solch einer Umgebung für Angehörige kaum möglich, nur sie sehen den Toten überhaupt. So erlebt die Gesellschaft öffentlich keine Toten mehr, bis es die nächsten Angehörigen trifft.

Aber auch dann findet nur selten ein unmittelbarer Umgang mit dem Toten statt. Dies übernehmen die bezahlten Bestatter.

Kinder werden von der Beerdigung von Oma und Opa fern gehalten „damit sie das nicht erleben müssen.“ Eltern sind selten zu überzeugen, dass es für ihre Kinder gut wäre, den Toten zu sehen, mitzuerleben, was mit ihm geschieht und wo sein letzter „Ort“ ist, wo man ihn „besuchen“ kann. So kommt es immer häufiger vor, dass der erste Tote „mit dem man es zu tun bekommt“, der eigene Vater oder die eigene Mutter ist.

Hinzu kommt, dass sich schleichend ein neues Wertesystem etabliert. Ein Leben gilt nur dann als gelungen, wenn es lange währt und gesund ist.

Frühgeburten werden nicht mehr beerdigt, sondern entsorgt. Manche potenzielle Eltern lassen ungeborene behinderte Kinder abtreiben, weil ihr Leben als unwert angesehen wird.

Es ist wieder ein Künstler, der für mich sehr anschaulich aufzeigt, wie auch heute mit dem Tod umzugehen ist, ihn als Teil des Lebens integriert. Felix Gonzales-Torres aus Kuba.

Er installierte vor wenigen Jahren im Museum für Moderne Kunst in Frankfurt ein

wunderschönes, weißes Quadrat auf dem Boden, das wie ein unberührtes Neuschneefeld wirkte. Näherte man sich dem Feld, erkannte man, dass es aus tausenden, in durchsichtiger Folie eingewickelten Bonbons bestand. Die Überraschung wurde noch gesteigert durch die Aufforderung des Museumspersonals, Bonbons davon zu essen.

Auf diese Weise reduzierte sich das Kunstwerk Tag für Tag bis zum völligen Verschwinden.

Die Überraschung wurde zur Ergriffenheit, wenn man hörte, dass die Skulptur in dem Jahr geschaffen wurde, als des Künstlers Vater starb und er erfuhr, selbst todkrank zu sein. Die Pfefferminzbonbonmasse symbolisierte sein eigenes Körpergewicht. Der naschende Besucher hatte auf diese Weise im übertragenen Sinn Anteil an seinem Leben bis zu seinem Verschwinden/Tod.

Bemerkenswert finde ich, dass der Künstler angesichts der Todesbotschaften den Tod nicht zu verdrängen sucht oder Trauer, Wut und Depression Gegenstand seiner Arbeit sind.

Sondern er macht angesichts des nahen Todes deutlich, was für ihn gelungenes Leben ist: Anteil an einander haben, Leben Teilen, von

einander zehren, sich aufzehren, sich Erinnern. Und dies alles im Angesicht des Todes, des weniger Werdens von Lebensmasse, bis zum völligen Verschwinden/Sterben. Sein Werk ist geprägt von der Schönheit des Lebens im Angesicht der natürlichen Präsenz des Todes. Felix Gonzales-Torres rückt damit das selbstverständliche Miteinander von Leben und Tod wieder dem Betrachtenden ins Bewusstsein und in die Seele.

Mit der sich schleichend vollzogenen Ausgrenzung des Todes aus unserem Alltag hat sich unser Leben verändert. Wir ersparen uns den punktuellen Schmerz der Konfrontation mit dem Tod, erkauft durch ein subtiles Netz von Verdrängungsmechanismen.

Erst der Tod nahesteter Angehöriger oder schwere Krankheiten führen uns schlagartig und unvorbereitet den Tod vor Augen.

Hinzu kommt, dass das Ausgrenzen des Todes ein Ausblenden des Lebenshorizonts in seiner Weite zur Folge hat. Wer sich aber nicht traut an die Grenzen zu gehen, verliert die Fähigkeit, Leben in seiner ganzen Größe zu erleben. Der Erlebensradius begrenzt sich. Erst wer sich der radikalen Grenze des Todes gewahr ist, ist in der Lage, die Prioritäten des Lebens sinnvoll zu setzen.

Deshalb erscheint es folgerichtig, den Tod wieder stärker in unseren Alltag zu integrieren.

Wie kann dies geschehen?

1. An den Orten, an denen heute gestorben wird, muss Trauer möglich sein. In Krankenhäusern und Altenheimen sollten durchgängig Abschiedsräume zur Trauer für Angehörige zur Verfügung stehen. Wie kann solch ein Ort gestaltet sein?

Im Jahr 2001 hat die Künstlerin Madeleine Dietz im Frankfurter Markuskrankenhaus ein inhaltliches Konzept mit den Seelsorgern vor Ort erarbeitet und dann kreativ umgesetzt.

Der Abschiedsraum wurde in zwei Teile geteilt. Der erste Raum gibt Platz für die von Angehörigen gebrauchte Infrastruktur. Garderobe, Notruf, WC, Telefon, Wasser, Aschenbecher, Sitzgelegenheit, religiöse Schriften und Ruhe. Eine künstlerische Gestaltung aus Stahl und Erde weist schon auf die Inhalte des zweiten Raums hin.

Im zweiten Raum wird der Verstorbene vor einem künstlerisch gestalteten „Tor“ oder „aufgeschlagenem Buch“, das aus Erde und Licht besteht, aufgebart (Bild zwei).

Erde und Licht sind Symbole vieler Religionen, die für Vergänglichkeit aber auch für neues Leben stehen. Bewusst oder unbewusst von den Angehörigen wahrgenommen, deuten sie die vorgefundene Situation, die Situation des Todes und der Hoffnung. Die Kunst „spricht aus“, was zu sagen ist, ohne eine individuelle Rezeption vorweg zu nehmen.

Im Angesicht dieser Gestaltung kann der Angehörige sich in diesem Raum einen Stuhl nehmen, sich zum Verstorbenen „in Beziehung setzen“, Nähe und Distanz selbst wählen, den Tod und den Toten zu begreifen. Kerzen und Gebetsbuch laden ein zum stillen Gebet.

Die Räume sind groß genug, andere Menschen hinzu zu bitten, die Trauer mitzutragen.

2. Ein weiterer Schritt wäre die Schaffung von Grabstätten für Todgeburten. Damit Eltern die im Mutterleib schon eine Beziehung zum werdenden Kind aufgebaut haben, die Möglichkeit bekommen ihre Trauer zu leben, ihre Trauer einen Ort bekommt. (siehe M. Dietz, Gestaltung einer Grabstätte für Totgeborene in Torform auf dem Hauptfriedhof in Freiburg i.B.).

3. In Kirchen sollten Trauerecken gestaltet werden, die individuelle Trauer ohne den oft weiten Weg auf den Friedhof zulassen, den Menschen auch bei Weltkatastrophen ein Ort der Anteilnahme sein können.

4. Wir müssen unseren Kindern wieder zumuten, an Trauerprozessen teilzunehmen. Nur so haben sie die Möglichkeit, den Tod zu begreifen und selbst einen gesunden Umgang mit Trauer zu erlernen.

5. Individuell wie gesellschaftlich ist es hilfreich, sich mit religiösen Interpretationen von Tod und Auferstehung auseinander zu setzen, entsprechende Kirchenjahreszeiten zu leben. Sie geben die Möglichkeit, das eigene Verständnis zum Themenkomplex zu entwickeln.

6. Wir sollten die Künstlerinnen und Künstler bitten, uns ein Symbol zu kreieren, das Trauer symbolisiert. Wer es beispielsweise an der Kleidung trägt, Trauer trägt, signalisiert dann wieder für alle sichtbar seine Befindlichkeit, die eine besondere Rücksichtnahme und Aufmerksamkeit der Umwelt ihm gegenüber zur Folge haben könnte.

Martin Benn; studierte von 1984-1989 ev. Theologie in Frankfurt und Marburg, seit 2004 ist er ausgebildeter Yogalehrer. Nach dreijährigem Pfarramt in Rüsselsheim, war er von 1996 –6/2007 Kunstbeauftragter der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau mit dem Schwerpunkt der künstlerischen Gestaltung von Sakralräumen, div. Veröffentlichungen zum Thema. Seit 7/2007 ist er Hochschulpfarrer in Darmstadt

